



Leseprobe

Antonio Muñoz Molina

Tage ohne Cecilia

Roman. Gastland Spanien

Frankfurter Buchmesse

2022

»Ein Roman, so melancholisch wie witzig, am Puls der Gegenwart und doch ganz zeitlos, existenziell und berührend.«
Deutschlandfunk "Büchermarkt", Dirk Fuhrig

Bestellen Sie mit einem Klick für 25,00 €



Seiten: 272

Erscheinungstermin: 24. August 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der neue große Roman des spanischen Autors – ein psychologisches Kammerspiel über unser Erinnern und die Angst

Handwerker beaufsichtigen, die Wohnung einrichten, mit dem Hund die Stadt erkunden: Voller Vorfreude erwartet ein Mann die Ankunft seiner Frau in Lissabon. Während Cecilia, eine Forscherin, die Verlegung ihres wissenschaftlichen Projekts vorantreibt, organisiert er den Umzug. Das Paar, so erfahren wir aus seiner Schilderung, lässt ein Leben in New York hinter sich, das durch die Ereignisse des 11. September nachhaltig erschüttert wurde. Umso verheißungsvoller scheint die Zukunft in einer hübschen Wohnung und einem ruhigen Viertel der südländischen Stadt. Doch je länger der Mann wartet und aus der gemeinsamen Vergangenheit erzählt, desto mehr drängt sich ein Verdacht auf, der seine friedlichen Routinen und die idyllische Ruhe in ein anderes Licht rückt. Mit »Tage ohne Cecilia« ist Antonio Muñoz Molina ein spannendes psychologisches Kammerspiel gelungen: Sein Roman zeigt eindringlich, wie Erinnerungen und Angst unser Erleben bestimmen – und wie unsere Realität bei näherer Betrachtung dem nicht standhält, was wir uns über unser Leben einreden.



Autor

Antonio Muñoz Molina

Antonio Muñoz Molina, 1956 im andalusischen Úbeda geboren, zählt zu den wichtigsten Gegenwartsauteurs Spaniens und hat mehr als ein Dutzend Romane veröffentlicht, darunter »Die Augen eines Mörders« (1997), »Die Nacht der Erinnerungen« (2011), »Schwindende Schatten« (2019) und »Gehen allein unter Menschen« (2021).

Antonio Muñoz Molina

Tage ohne Cecilia

Roman

Aus dem Spanischen
von Willi Zurbrüggen



PENGUIN VERLAG

Il faut cacher sa vie.
(Man muss sich verstecken.)

Montaigne

1

Ich habe mich in dieser Stadt niedergelassen, um dort auf das Ende der Welt zu warten. Die Bedingungen könnten besser nicht sein. Die Wohnung liegt in einer stillen Straße. Vom Balkon aus sieht man in der Ferne den Fluss. Man sieht den Fluss auch von der kleinen Terrasse vor der Küche, die auf die Gärten und rückwärtigen Erker der Nachbargrundstücke geht, auf Balkone mit schmiedeeisernen Geländern, auf denen Wäsche hängt, die sich im Wind bewegt. Am Ende der Straße sieht man jenseits des Flusses eine hügelige Landschaft und den Christus mit ausgebreiteten Armen, als wollte er jeden Moment losfliegen. In Sibirien herrschen derzeit Temperaturen von vierzig Grad Celsius. In Schweden zerstört das von ungewöhnlicher Hitze begünstigte Feuer ganze Wälder noch jenseits des nördlichen Polarkreises. Seit Monaten brennen in Kalifornien Hunderttausende Hektar Wald. Die Brände bekommen eigene Namen, wie die Hurrikans der Karibik. Hier ist es morgens frisch und freundlich, und ein weißer Nebel, den die Sonne nur langsam durchdringt, trägt über den Fluss den schweren Geruch des Meeres heran. Schwalben durchpflügen den Himmel und fliegen über den Dächern wie an den kühlen Sommermorgen der Kindheit. Wenn Cecilia kommt, bin ich wunschlos glücklich. Vielleicht ist das Ende der Welt schon da, doch von hier scheint es noch weit entfernt. Den ganzen Tag lang,

von frühmorgens bis nach Mitternacht, ziehen Flugzeuge über den Himmel nach Süden, genau über den Christus hinweg, der seine Stahlbetonarme ausbreitet wie ein Superheld kurz vor dem Abheben. Riesige Kreuzfahrtschiffe, wie vertikale Touristenhochburgen, schwimmende Repliken von Benidorm oder Miami Beach, kommen den Fluss herauf. Um das Warten zu verkürzen, gibt es nichts Besseres, als von einem Balkon oder am Geländer eines Aussichtspunkts auf einen Fluss von den Ausmaßen eines Meeres hinunterzuschauen und die vorbeiziehenden Schiffe zu betrachten. Elegante Segelboote gleiten vorbei und Öltanker, deren Rümpfe rostigen Steilküsten gleichen. Von einer benachbarten Straße aus sehe ich am Flussufer einen Kran im Containerhafen. Im Flutlicht der nächtlichen Scheinwerfer bewegt sich der Kran wie eine Roboterspinne über den Kai; eine durch radioaktive Strahlung auf Monstergröße angewachsene Spinne aus einem futuristischen Film der Fünfzigerjahre. Von der Küchenterrasse aus, auf der Cecilia und ich demnächst Gemüse in mit Humus gefüllten Kästen anpflanzen werden, kann ich hinter Balkonen und Dächern und dem Schornstein einer alten Fabrik die Spitze eines der beiden Brückenpfeiler sehen, blasses Rot gegen das zarte Blau des Himmels. Das Hintergrundgeräusch, das man ständig hört, ist der Verkehr auf der Brücke; der Verkehr von Autos und Lastwagen und der Eisenbahnzüge auf der unteren Ebene; und die unter dem Gewicht und den Erschütterungen des Verkehrs vibrierenden Pfeiler und eisernen Bodenplatten und die wie Harfensaiten gespannten Drahtseile, an denen der Wind zerrt. Die Brücke und den Fluss und die Hügel auf der anderen Seite und die Kais des Containerhafens und den Christus sehe ich jeden Morgen von dem kleinen Park aus, in dem ich Luria ausführe. Bin ich an ihrer Seite, schnüffelt sie an den Hecken, jagt hinter Tauben her oder scharrt mit gesenkter Schnauze in der Erde. Setze ich mich auf eine Bank und betrachte den Fluss und die vorüberziehenden

Flugzeuge, setzt Luria sich in aufrechter Wartehaltung an meine Seite und betrachtet dasselbe Geschehen mit erhobener Schnauze, den Blick starr in eine Ferne gerichtet, die sie mit ihren kurzsichtigen Augen nur erahnen kann. Ziehe ich ein Buch aus der Tasche und beginne zu lesen, gibt sie sich wachsam, als wäre sie meine Wachablösung.

2

Vielleicht habe ich mich deshalb so schnell an dieses neue Leben gewöhnt, weil es einiges mit dem gemeinsam hat, das wir hinter uns gelassen haben. Möglicherweise sind wir unbewusst durch gewisse Ähnlichkeiten beeinflusst worden, als wir uns für dieses Stadtviertel und diese Wohnung entschieden haben. Jeden Tag fallen mir Wiederholungen und Anklänge auf, die ich vorher nicht wahrgenommen hatte. Entscheidende mentale Abläufe im Gehirn finden meistens völlig unbewusst statt, sagt Cecilia. Der Christus auf der anderen Uferseite war zuerst ein Störfaktor, ein landschaftlicher Irrtum: Am ersten Tag im Hotel in Lissabon öffnete Cecilia das Fenster und sah ihn in der Ferne, und da sie vom Jetlag noch etwas benommen war, sagte sie mir, habe sie einen absurden Moment lang irrtümlich geglaubt, in Rio de Janeiro zu sein, von wo sie erst einige Wochen zuvor nach einem ihrer Neurologie-Kongresse zurückgekommen war. Danach musste sie nach Lissabon, und auf dieser Reise konnte ich sie begleiten. Sie besuchte ihre wissenschaftlichen Veranstaltungen und ich spazierte durch die Stadt und wartete auf sie im Hotel oder in einem Café, erleichtert, nicht mehr in New York zu sein und nicht arbeiten zu müssen. Das Hotel war ruhig und abgelegen, wie eine englische Familienpension, aber keine reale, sondern wie aus einem Film, mit sauberen Teppichböden und ohne Schimmelgeruch. Wir zogen die Vorhänge auf und

schaute direkt auf den Fluss und die Kais. Im dritten Stock gab es eine Bibliothek, überall dunkles Holz und altes Leder, einen Kamin, ein Fernrohr aus Messing, ein großes Fenster und einen Balkon auf den Fluss. In der Ferne die Brücke. In einem Nebel aus feinem Nieselregen wurden die Lichtergirlanden an diesem Dezemberabend schon früh entzündet. Eingemummt im Bett wie in einer gemütlichen Höhle hörten wir jede Stunde die Glockenschläge vom Turm einer Kirche. Befriedigt und hungrig gingen wir hinterher durch menschenleere Straßen, wo nur wenige Lichter brannten, und suchten ein Lokal fürs Abendessen. Der kondensierte Nebel machte die weißen Steine der Gehwege glitschig. Es schien unwahrscheinlich, dass wir in diesem abgelegenen Viertel und zu dieser Uhrzeit ein Restaurant finden würden. Wir stiegen eine Treppe hinauf und sahen am Ende der Straße eine beleuchtete Ecke, von wo die gedämpften Geräusche von Stimmen, klappernden Tellern und Besteck zu uns drangen. Es war ein niedriges, rosa gestrichenes Haus, mit einer Bougainvillea, die die halbe Fassade und das Fenster bedeckte, ein unerwartet ländliches Anwesen. Nach der menschenleeren Straße erschien uns die lebhafte Atmosphäre von Gästen und Kellnern drinnen noch angenehmer. Es war ein italienisches Restaurant. Es war zwar voll, aber wir bekamen noch einen Tisch. Die Kellner, geschäftig und zuvorkommend, schienen Italiener zu sein, stammten jedoch alle aus Nepal. Dieses Restaurant gefunden, eine köstliche Pasta, einen leichten, preisgünstigen Rotwein, ein Tiramisu und einen gekühlten Grappa gekostet zu haben, steigerte unsere tiefe Freude, unsere Dankbarkeit für den Zufall einer denkwürdigen, von Nepalesen geführten Trattoria in Lissabon. Danach verloren wir uns in der Erkundung unbekannter Winkel, die jetzt Teil meines täglichen Daseins sind, unseres bald beginnenden gemeinsamen Lebens, unseres stillen und beschützten Wartens auf den Zusammenbruch der Welt. »Ein Fluss wie der Hudson«, sagte Cecilia, ein

bisschen betrunken, zufrieden, unsicher auf ihren Stöckelabsätzen bei all dem Hinauf- und Hinuntersteigen, »eine Brücke wie die George Washington Bridge.« Von einer nahen Kirche schlug eine Glocke die nächtliche Stunde. »Eine Turmuhr wie die von der Riverside Church«, sagte ich; und in diesem Augenblick, in dieser Nacht, die ich nie vergessen werde mit all ihren geheimen Details, ahnten wir beide noch nicht das Geringste, obwohl es gut möglich ist, dass wir durch eben diese Straße gingen, unter diesem Balkon hindurch, von dem ich jetzt hinunterschaue.

3

Wir waren in New York und werden jetzt in Lissabon sein. Zunächst nur ich. Ich nutze die Zeit, um bis zu Cecilias Ankunft alles herzurichten. Auf einem dieser riesigen Frachtschiffe, die den Tejo heraufkommen, war ein Container mit all unseren Sachen, aus all den Jahren, unser beider Leben, den Büchern eines jeden von uns und den gemeinsamen Büchern, den veralteten CDs, die wir uns am Anfang unseres Zusammenlebens geschenkt haben, den Fotos, die damals noch entwickelt und gerahmt wurden, der ganzen Winterkleidung, weil wir nicht daran gedacht hatten, dass wir sie nicht mehr brauchen würden, Cecilias gefütterten Mantel, der ihr bis zu den Füßen reichte und eine fellbesetzte Kapuze besaß, meine dicke Winterjacke, in der ich wie ein ausgestopfter Eskimo aussah. Ich werde Alexis fragen müssen, der ja alles weiß, ob es in Lissabon eine Einrichtung gibt, wo man diese ganzen Wintersachen spenden kann. Als ich Admiral Richard Byrds antarktische Memoiren las, bekam ich fast ein bisschen Sehnsucht nach diesen Wintern. Ich verstaute Cecilias langen Mantel in einem Kleiderschrank und erinnerte mich an ihr Gesicht in der Kälte, die bis zu den Augenbrauen hinabgezogene Fellmütze, die gerötete Nasenspitze und die rosa glänzenden Wangen. Es hat viel Kraft gekostet, doch jetzt bin ich froh, den Umzug bewerkstelligt zu haben, bevor sie zurückkommt. Es war abenteuerlich, alles in Eile erledigen zu

müssen in einer Stadt, in der es anscheinend sehr viel langsamer zugeht.

Auch haben wir, habe ich, das Glück gehabt, dass in einem höchst kritischen Moment Alexis an der Spitze seiner unschätzbaren Truppe von Gehilfen zur Stelle war, Komplizen, besser gesagt, jeder ein Experte auf seinem Fachgebiet, mit all seinem praktischen Wissen, von Alexis augenscheinlich mühelos angeführt. Die Poesie einer neuen Stadt läuft Gefahr, spurlos zu verschwinden, sobald man in ihr zu wohnen versucht. Die Zeit drängte und ich war wie gelähmt vor Unvermögen und Angst. Die Telefonnummern, die ich wählte, gaben nie Antwort. Und wenn nach einer halben Stunde in einer Warteschleife mit Musik doch jemand antwortete, verstand ich entweder nicht, was er sagte, oder ich konnte mich auf Portugiesisch nicht verständlich machen. Jemand versprach mir, etwas zu installieren oder vorbeizubringen, und niemand kam. Ich saß den ganzen Tag wartend auf einer ungeöffneten Umzugskiste mit dem Etikett einer amerikanischen Firma. Luria wartete mit mir. Luria hat immer noch ein größeres Talent zum Warten als ich. Luria empfängt die verspätetsten oder unfähigsten Handwerker mit ihrer unermüdlichen Begeisterung für die Spezies Mensch. Die Wolken hingen niedrig und es hörte nicht auf zu regnen. Neben überquellenden Mülltonnen wuchsen die Abfallberge Tag für Tag. Mehr als die Ungemütlichkeit bedrückte mich der Aberglaube, dass wegen dieser Umstände unser zukünftiges Leben in der Stadt zum Scheitern verurteilt war, unsere unbezogene Wohnung von Unheil heimgesucht. Ich wollte Cecilia nichts davon sagen, weil ich fürchtete, sie könnte ihre Rückreise verschieben. Aber ebenso wenig wollte ich, dass sie kam und sich in diesem erbärmlichen Durcheinander wiederfand, in dem man weder leben noch arbeiten konnte. An einem solchen Tag kam Alexis, um ich weiß nicht was zu installieren, und er kam

genau zu der Zeit, zu der er sich angekündigt hatte, mit seinem Telefon in der einen Hand und seinem Werkzeugkasten in der anderen, mit seinem Handwerker Gürtel, an dem alle möglichen Schraubenzieher, Gerätschaften und Schlüsselbünde hängen. Ich öffnete die Tür, und bevor er eintrat, verbeugte sich Alexis wie zu einer japanischen Begrüßung und trat sich die Schuhe auf der Fußmatte ab. Er sagte »*com licença*« und glitt an mir vorbei, noch bevor ich die Tür ganz geöffnet hatte, geschmeidig wie ein Sporttaucher oder ein Entfesselungskünstler, wie ein Houdini der Haustechnik. Er schaute sich um, taxierte seine Umgebung und zweifellos auch voller Mitleid den bedauerlichen Zustand, in dem sich alles befand, die gestapelten Kisten, noch halb in Luftpolsterfolie und in Kartons mit Klebeband verpackte Möbel, die feuchte Kälte in den Zimmern, die seit Monaten nicht mehr bewohnt worden waren; ganz zu schweigen von den halb fertig gestrichenen Wänden, die der Maler hinterließ, der sich eines Tages höflich verabschiedete und danach nie wieder auftauchte, den Farbeimern und den auf dem Fußboden ausgebreiteten Lappen und Zeitungen. Alexis ist ein Argentinier aus dem Landesinneren, dessen Akzent sich mit den Jahren abgeschliffen und einer portugiesischen Förmlichkeit Platz gemacht hat. Seit er Argentinien verlassen hat, sagt er, leidet er unter dem seiner Meinung nach nicht ganz unverdienten schlechten Ruf, den seine Landsleute aus der Hauptstadt haben. Er selbst stammt aus der tropischen Provinz Misiones. Luria warf sich neben ihm auf den Rücken, um ihre Freude kundzutun und ihn dazu zu bringen, ihr den Bauch zu kraulen. Und der so überaus förmliche Alexis legte sich neben sie und sprang, nachdem er sich mit ihr am Boden gewälzt hatte, mit einem Satz wieder auf die Beine. »Der Herr wird sehen, wie das alles hier in Ordnung kommt. Sie können der Señora Cecilia versichern, dass, wenn sie eintrifft, alles für ihren Empfang hergerichtet sein wird, so wie sie es verdient.«

4

Alexis findet heraus, wie jede Art mechanische oder elektronische Apparatur funktioniert, selbst wenn er sie nie zuvor gesehen hat, versteht konfuse und sogar schlecht übersetzte Gebrauchsanweisungen und wendet sie unverzüglich an. Er benutzt Schraubenzieher, Zangen und Schlüssel, und jede Verrichtung mit der Hand wirkt bei ihm so leicht wie eine Origami-Übung. Seine Hände sind schlank und flink und bewegen sich mit geschmeidiger Präzision. Die breiten Fingerkuppen haben etwas ebenso Haftendes wie Zupackendes. Manchmal habe ich den Eindruck, dass die Firma *Serviços urbanos integrais* oder *Integral Urban Services*, für die zu arbeiten er behauptet, rein fiktiv und er, Alexis, ihr Chef, Vorarbeiter und Handwerker in einer Person ist, trotz des überzeugenden Designs seiner Visitenkarten, die er immer bei sich trägt, und der Website in Englisch und Portugiesisch mit mehreren sich überlagernden *skylines*; ein Wort, das er immer gern im Munde führt. Ich kam jeden Morgen voller Ungeduld, um nachzusehen, wie die Malerarbeiten voranschritten. Es gab Anzeichen für die Anwesenheit anderer Handwerker, doch der einzige, den ich sah, war Alexis, der wie ein Hochseilartist auf einer Leiter balancierte, den Zierstuck weiß und Wände und Decken in genau dem Blau strich, das Cecilia so mag. Alexis bemerkte meine trostlose Miene und versicherte mir, dass wir, obwohl es im Moment noch nicht so aussah, »das Rennen gegen die Zeit« gewinnen würden.

Ich geriet ich Panik, wenn ich mir vorstellte, er könnte ein Betrüger sein; könnte nichts von dem, was er versprochen hatte, halten; einfach gehen und alles in einem Sumpf von Dreck und Chaos zurücklassen. Er führte freihändig dringende Telefonate und stellte auf Portugiesisch Forderungen an säumige Lieferanten. Brachte ich eine Klage vor, verbeugte er sich lächelnd mit der gleichmütigen Höflichkeit eines tibetischen Mönchs. Andere Male kam ich um neun Uhr morgens, voller Angst, niemanden anzutreffen oder wieder nur Alexis vorzufinden, und in der Wohnung herrschte ein lärmendes Durcheinander verschiedenster Tätigkeiten von Schreibern, Elektrikern, Anstreichern, jeder in seine Arbeit vertieft und die Anweisungen eines unermüdlichen und polyglotten Alexis befolgend, der Portugiesisch gelernt hatte, als er in Rio de Janeiro seinen Lebensunterhalt als Vorarbeiter einer auf, wie er es nannte, »vertikale Arbeiten« spezialisierten Mannschaft verdiente: Fassadenkletterer, die an Hochhäusern hängen und die Fenster putzen oder Werbebanner anbringen. Er hatte bei der Reinigung des Christus Corcovado mitgearbeitet, sagte er mir und deutete ein wenig verächtlich auf dessen Replik auf der anderen Flussseite. Er hatte ein Angebot gehabt, bei der Reinigung der Freiheitsstatue mitzuarbeiten, sich am Ende aber doch nicht entschließen können, den »Sprung nach New York« zu tun. Ein nicht mehr zu realisierender Jugendtraum, gestand er mir, sei eine Arbeit an den Zwillingstürmen gewesen. Alexis hat den leichten athletischen Körperbau eines Hochseilartisten, Akrobaten, modernen Tänzers mit Dreitagebart und rasiertem Schädel. Wenn er nicht gerade die Heizung oder Gasleitungen reparierte oder die Waschmaschinenprogramme studierte, zog er sich in eine stille Ecke zurück, um am Telefon wichtige bürokratische Angelegenheiten zu erledigen, die ich nie bewältigt hätte: Verträge, Wohnungsübergabe, ganz gewöhnliche und auch furchtbare Formalitäten, denen der Ausländer ratlos gegenübersteht. Alexis bewegt sich mit beneidenswerter Geschicklichkeit

genauso durch die digitalen Labyrinth wie durch die antiquierte dreidimensionale Welt, der ich angehöre. Das Einrichten von WLAN und Smart-TV erledigte er in einem unglaublichen Akt virtueller Zauberei, der nicht mehr als ein paar Minuten in Anspruch nahm. »Señora Cecilia wird sicher gern ein schnelles Internet besitzen und viele Fernsehkanäle und Serien und Filme zur Auswahl haben.«

»Das Rennen gegen die Zeit«, sagt Alexis. »Rekordzeit«, sagt er auch gerne. Jetzt gehe ich durch die Wohnung und stelle fest, dass sich alles an seinem Platz befindet, im Rahmen des Möglichen so, wie es in der anderen Wohnung war, genau wie Cecilia es angewiesen hatte. Mit Elektroböhrer und Wasserwaage hat Alexis jedem Bild seinen exakten Platz gegeben. Cecilia entdeckt auf den ersten Blick, wenn etwas schief hängt. Sie weiß genau, auf welcher Höhe ein Bild hängen muss. Alexis ist ein begnadeter Techniker, der aber keine eigene Meinung hat oder es aus Höflichkeit vorzieht, sie nicht zu äußern. Mein ästhetisches Urteilsvermögen hat sich unter Cecílias Einfluss im Lauf der Jahre zwangsläufig verbessert. Doch beim Aufhängen der Bilder und bei der Anordnung der Einrichtung habe ich alles wieder so hergerichtet, wie es in der alten Wohnung war, was mir leichtfiel, weil diese Wohnung der alten sehr viel ähnlicher ist, als wir beide es anfangs erkannt haben. Im Zweifelsfall bemühe ich mich, die Dinge im Geiste so zu sehen, als würde ich sie mit Cecílias Augen sehen. Weil ich so viel von ihr spreche und er ihre Fotos und Lieblingsgegenstände in den Zimmern gesehen hat, spricht Alexis mit einer Vertrautheit von Cecilia, die ich als schmeichelhaft empfinde, wenngleich er nie die respektvolle portugiesische Anrede »Señora« vergisst. Er half mir, jede einzelne der Keramikschwalben auszupacken und aus dem Papier zu wickeln, die wir in der anderen Wohnung über dem Kopfende unseres Bettes an der Wand hängen hatten und die ich

ihn mir auch hier wieder aufhängen zu helfen bat. Es ist ein Hin und Her, das diese Schwalben mit uns erleben. Wir haben sie auf jener Reise in Lissabon für unser Schlafzimmer in New York gekauft: zehn Schwalben unterschiedlicher Größe, die Cecilia wie einen auffliegenden Schwarm an der Wand über dem Kopfende angeordnet hatte, die gespreizten Flügel aus glasierter Keramik auf der blau gestrichenen Wand. Auf einem identischen Blau und in ähnlicher Flugaordnung hat Alexis sie in diesem Schlafzimmer über demselben Bett und denselben Kopfkissen angebracht, die wir drüben hatten. Außer seinen technischen Rat- und Vorschlägen lässt mich Alexis gelegentlich auch an poetischen Betrachtungen teilhaben. Mit seiner seltsamen Klebepistole in der Hand, die an die manchmal recht eigenartigen Waffen der Superhelden erinnert, hatte er die Schwalben an der Wand befestigt und sagte: »Die *andorinhas* sind Zugvögel. Wie schön, dass sie wieder in ihr Heimatland zurückgekommen sind.« Einer von ihnen war ein Flügel abgebrochen. Alexis klebte ihn so behutsam wieder an, als handle es sich um den wirklichen Flügel einer verletzten Schwalbe.

5

Nachts sitze ich gern in Cecilias Arbeitszimmer an ihrem Schreibtisch, vor mir die riesige Karte des menschlichen Gehirns, ähnlich einer Weltkarte, die jetzt an der gleichen Stelle hängt, an der sie bei ihr gehangen hatte. Wenn sie hier einzieht, könnte sie glauben, gar nicht in einer anderen Stadt zu sein. Die Ähnlichkeit wird ihr die Fortführung ihrer Arbeit erleichtern. Ich habe nichts zu tun und setze mich in ihren ergonomisch geformten Bürosessel, schalte die verstellbare Schreibtischlampe an und betrachte die Karte des Gehirns, lese die Namen, als wären es die von Städten, von Meeren und Ländern auf einer Weltkarte, die fremdartigen Namen auf einer Karte von Mond oder Mars. Cecilias Arbeitszimmer war das erste Zimmer in dieser Wohnung, das fertig wurde. Ich zog mich darin zurück und schloss die Tür, während Alexis mit seinen Leuten in den anderen Zimmern werkelte, die nie im Leben termingerecht fertig werden würden. Auf dem Schreibtisch steht Cecilias Bleistiftbehälter, stapeln sich ihre Hefte und Papiere. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, ist mir die Anordnung im Arbeitszimmer perfekt gelungen: der Schreibtisch, die Karte, der ergonomische Sessel, das Schlafsofa für Gäste, der hölzerne Aktenschrank aus den Dreißigerjahren, den wir in einem Antiquitätengeschäft gekauft haben. Cecilia meinte, er sähe aus wie einer der Büroschränke auf den Bildern von Edward Hopper.

Auf ihm steht der Kopf aus Pappmaschee von einem Karnevals- oder chinesischen Neujahrsumzug. Der große grinsende Mund und die leeren Augen in dem Kartonkopf sind das Erste, das ich sehe, wenn ich das Arbeitszimmer betrete. Ich setze mich an den Schreibtisch, und das Fenster befindet sich auch auf der linken Seite. Aber hier geht das Fenster auf eine Dachlandschaft und nicht auf die Straße. Ich setze mich an den Schreibtisch und tue nichts. Genau wie in New York hat Luria unter dem Schlafsofa einen ihrer Schlupfwinkel und schützt ihn mit leisem Knurren, wenn ich mich ihr nähere.

Das Arbeitszimmer ist der entlegenste Raum der Wohnung, doch aus irgendeinem Grund hört man die Flugzeuge dort am lautesten. In New York flogen sie über den Fluss, und auf Höhe der George Washington Bridge drehten sie nach Osten in Richtung des Flughafens La Guardia ab. Aber sie flogen viel höher, und der Lärm war nicht so gewaltig. In dieser Nacht sehe ich aus dem Fenster des Arbeitszimmers den zunehmenden Viertelmond an einem klaren schwarzen Himmel. Die Flugzeuge fliegen so tief, dass ich die Lichter der Kabinenfenster sehen und die Namen der Fluggesellschaften lesen kann. Fast jede Minute kommt ein Flugzeug. In der Zeitung stand, dass auf dem Flughafen von Lissabon jede Stunde vierzig Flugzeuge landen. Ich schließe das Fenster fest zu, und die Doppelglasscheiben dämpfen das näher kommende Getöse.

Bis vor Kurzem war mir dieser unaufhörliche Lärm gar nicht aufgefallen. Weder Cecilia noch ich hatten darauf geachtet auf jener Reise, auf unseren ersten Spaziergängen durch das Viertel, und auch bei der Besichtigung der Wohnung nicht, nach der wir über Nacht zu dem Entschluss kamen, dort wohnen, in einem anderen Land, einer anderen Stadt ein anderes Leben führen zu wollen. Jetzt probiere ich aus, wo der Lärm am lautesten ist und

wie man ihn abschwächen kann, ob es machbar ist, bei offenem Fenster zu schlafen, auf der Küchenterrasse zu frühstücken und zu Abend zu essen, ohne dass uns der Flugzeuflärm allzu sehr stört. Zweifellos wird er nach dem Sommer, wenn die Touristensaison endet, abnehmen. Ich bat Alexis um Rat, und er hielt mir einen vielversprechenden Vortrag über Neuerungen auf dem Gebiet der Schalldämpfung. Manchmal übersieht man die offensichtlichsten Dinge, wenn man nicht darauf hingewiesen wird. Gemeinerweise habe ich darüber nachgedacht, Cecilia nichts von dem Lärm zu erzählen. Zweifellos lässt ihn meine obsessive Veranlagung lästiger erscheinen, als er ist.

6

Flugzeuge haben Cecilia lange Zeit Albträume bereitet. Das tun sie nach so vielen Jahren in manchen Nächten noch immer. Dauernd Albträume zu haben, sagt Cecilia, ist ein beruflicher Vorteil für jemand, der die Mechanismen des Gedächtnisses studiert, das die Angst, auch lange nachdem die auslösende Bedrohung oder traumatische Erfahrung vorbei ist, noch lebendig hält. Die Angst schläft nie, sagt Cecilia. Wir sind die Nachkommen primitiver Lebewesen und Tiere, denen das, was wir Angst nennen, das Überleben gesichert hat. Cecilia wachte schreiend auf, weil sie geträumt hatte, ein Flugzeug flöge auf unser Haus zu und fülle schon das ganze Fenster aus. Sie wurde von ihren Albträumen geweckt und ich von ihrem Schreien. Beide wurden wir zu den unmöglichsten Zeiten von Feuerwehr- und Polizeisirenen geweckt, die in voller Lautstärke und ohne jeden Grund durch die ausgestorbenen Straßen schrillten. Weit von uns entfernt stieg am südlichen Ende der Insel noch immer die große schwarze Wolke mit dem Flammenrot in ihrem Innern genau an der Stelle des Horizonts auf, an der vor ein paar Tagen, und später dann vor Wochen, die beiden Türme gestanden hatten. In Cecílias Träumen näherten sich die Flugzeuge im Tiefflug und rasten in einen Turm und danach in den anderen inmitten eines Feuerballs, immer wieder, so wie man es im Fernsehen sah. Wir erlebten das Ende der Welt direkt am Bildschirm des Fernsehers,

hörten die panischen Stimmen im Radio und fuhren mit dem Fahrstuhl in den dreißigsten Stock, um es von der Dachterrasse aus mit eigenen Augen zu sehen, weit im Süden, am Ende der Stadt an einem klaren Septembermorgen, der bereits das Ende des Sommers ankündigte, nach dem Labor Day, der in New York die trägen Tage des Augusts beendet. Plötzlich näherte sich das Brüllen von Flugzeugmotoren, eine anhaltende Explosion, die die Luft erschütterte. Cecilia warf sich in meine Arme und verbarg ihr Gesicht an meinem Hals. Es gab keinen Grund, an einem weiteren Angriff zu zweifeln, an weiteren großen Passagierflugzeugen, die über dem glänzenden Band des Hudson an Höhe verloren und an den Hochhäusern der Stadt zerschellen würden, an der Terrasse, auf der wir standen. Ich hob den Blick, und es waren Militärmaschinen.

7

Ich gehe durch die Wohnung und stelle fest, dass sich alles an seinem Platz befindet. Ich halte auf der Türschwelle eines jeden Zimmers inne, und mein Blick erfasst jede Einzelheit. Um wirklich zu sehen, muss ich mit Cecílias Augen schauen. Ich setze mich aufrecht aufs Bett, die Füße auf dem Teppich, in dessen Mitte sich immer noch die kahle Stelle befindet, die Luria dort auf der Suche nach ich weiß nicht was gekratzt hat. Ich öffne den Küchenschrank und die Schubladen, in denen bereits das Besteck und das Geschirr eingeräumt ist, das erstaunlicherweise weder beim Umzug noch beim Einrichten Schaden genommen hat. Da sind die Teller, die Gläser, die Tassen, die Messer, die Servietten, alles, was wir drüben hatten, die Ladenwaage aus dem vorigen Jahrhundert, das Ölgemälde mit den Hühnern, das wir auf einem Flohmarkt gekauft haben, die gerahmten Plakate von Horrorfilmen aus den Dreißigerjahren, Erinnerung an eine Reise Cecílias nach Los Angeles, die Wanduhr, die an eine Uhr aus einem Atom-U-Boot zur Zeit des Kalten Krieges erinnert. Auch das Radio in der Küche ist noch dasselbe: Als ich es anschließe, bin ich fast erstaunt, dass nicht der öffentliche Sender aus New York ertönt. Cecilia wird morgens aufstehen und beinahe die gleichen Schritte vom Schlafzimmer zur Küche gehen, und die Kaffeemaschine aus New York wird angeschlossen sein, die Kaffeetasse wird dieselbe sein, und auf dem Gasherd wird sich

